

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 29 (1987)

Artikel: Sonniges Jugendland
Autor: Meng, Johann Ulrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-972010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.12.2025

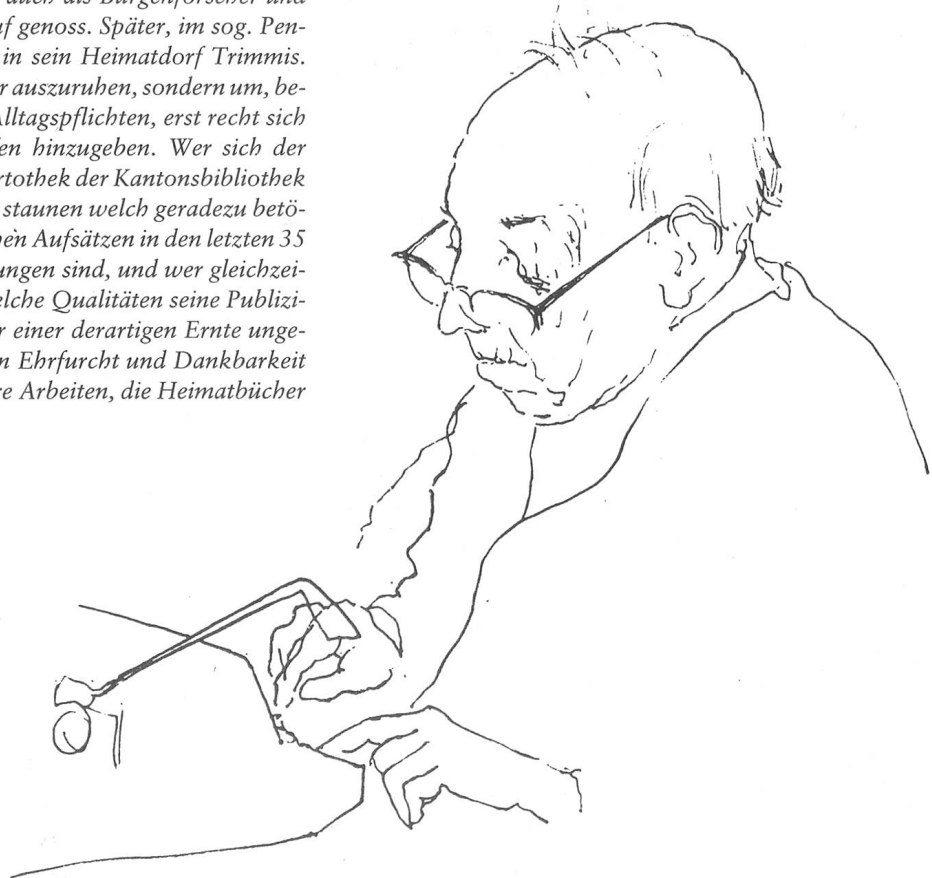
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sonniges Jugendland

Kindheitserlebnisse von Johann Ulrich Meng, Federzeichnung von Vreni Zinsli-Bossart

Gute drei Wochen nach dem bevorstehenden Jahreswechsel, am 23. Januar, wird unser Autor im nahen Trimmis, umgeben von seinen Familienangehörigen und einem frohen Kreis von Freunden, das seltene Fest seines hundertsten Geburtstages begehen. Auch die Betreuer des vorliegenden Periodikums werden ihm dabei im Geist nahe sein, denn als einer der ersten und treuesten Mitarbeiter stand er uns immer mit Rat und Tat zur Seite, so dass wir viele Beiträge aus seiner Feder veröffentlichen durften. Was hat Joh. Ulrich Meng in seinem langen Leben nicht alles hinter sich gebracht und auf seine Schultern geladen. In seinen aktiven Jahren wirkte er als Lehrer im Appenzellischen, wo er auch als Burgenforscher und Historiker einen weiten Ruf genoss. Später, im sog. Pensionsalter, fand er zurück in sein Heimatdorf Trimmis. Doch beileibe nicht, um hier auszuruhen, sondern um, befreit von den schulischen Alltagspflichten, erst recht sich rastlosem geistigen Schaffen hinzugeben. Wer sich der Mühe unterzieht, in der Kartothek der Kantonsbibliothek Nachschau zu halten, wird staunen welche geradezu betörende Menge von historischen Aufsätzen in den letzten 35 Jahren seiner Feder entsprungen sind, und wer gleichzeitig zu ermessen vermag, welche Qualitäten seine Publizistik aufweist, wird sich vor einer derartigen Ernte ungebrochener Schaffenskraft in Ehrfurcht und Dankbarkeit verneigen. Einzelne grössere Arbeiten, die Heimatbücher

von Trimmis und Seewis etwa, die er in jahrelanger Forscherarbeit gestaltete, dürfen geradezu als Standardwerke der Heimatkunde bezeichnet werden. Daneben war er ein grosser Anreger und ein Förderer junger Talente. Er hob zusammen mit Freunden u. a. die Historische Vereinigung V Dörfer aus der Taufe. Nichts vermochte je seinen ungestillten Hunger nach geistigem, vor allem nach historischem Wissen, zu stillen, und keine Beschwerden des



Alters hinderten ihn daran, in stiller Klause munter am Webstuhl der Zeit zu wirken. Als vor einiger Zeit sein Augenlicht den übervielen Anstrengungen des Urkundenlesens ihren Tribut zu zollen begannen, schaffte er sich kurzentschlossen eine neue Schreibmaschine mit besonders grossen Lettern an, um hinfort darauf in alter Manier seiner Leidenschaft zur Geschichtsschreibung zu frönen.

Mit Freude und Genugtuung veröffentlichen wir nachfolgend seine Erinnerungen an die in Trimmis verbrachte Jugendzeit, munter erzählt und frisch gestaltet, wie das meiste, was er zu Papier brachte. So hoffen wir denn, dass unser lieber Freund sich noch recht lange seine einmalige Schaffenskraft und geistige Rüstigkeit zu bewahren vermöge, und wir damit auch noch in Zukunft den Zeugnissen seines publizistischen Eifers begegnen dürfen.

M

Zwei kämpfende Auerhähne

In unserem Dorfe Trimmis war es vor 80 und mehr Jahren üblich, dass die Knaben der Oberschule jeweils mit dem Förster und ihrem Lehrer im Mai auszogen, um junge Lärchen, Tannen, Buchen und Nussbäume zu versetzen. Im Pflanzgarten hatte Revierförster Hartmann eine grosse Zahl Beete angelegt und diese mit Sämlingen bepflanzt.

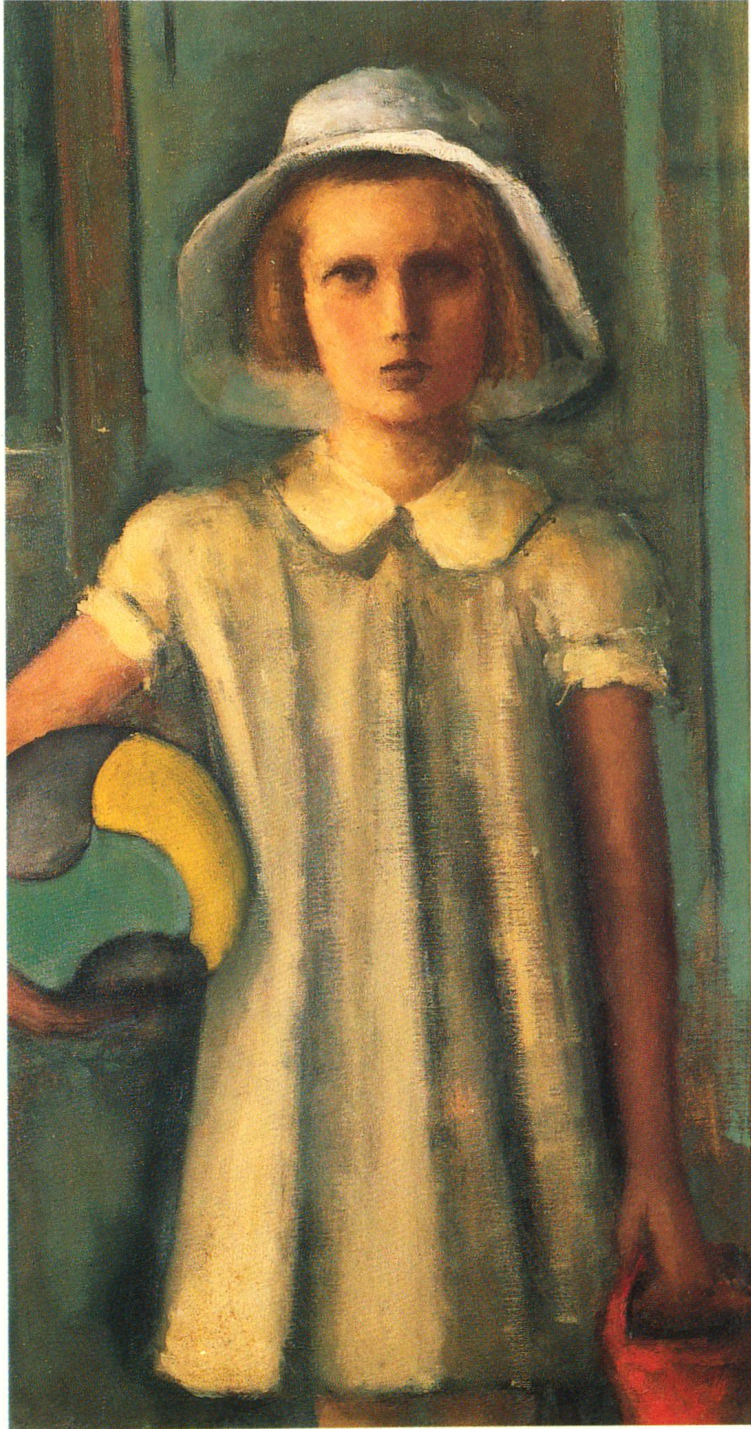
Eines Morgens besammelten wir uns Buben, ein Dutzend an der Zahl, beim Pflanzgarten in der Kälberweid. Tags zuvor hatte der Förster mit einem Gehilfen die zu versetzenden Pflanzen in Bündel von je 30 Stück bereit gemacht. Jeder von uns bekam ein solches. Dann stiegen wir in Einerkolonne über den stotzigen Stieg, Talein, Rütland, Heuweg in unser Arbeitsfeld, welches am Nordabhang von Cavarsch sich ausbreitete. Dort hatte ein Orkan ein Jahr zuvor den ganzen Tannenwald niedergewalzt. Dieser Hang sollte nun mit Lärchen mit tiefgründigem Wurzelwerk bepflanzt werden.

Die uns zufallende Arbeit wurde aufgeteilt. Einer von uns Buben machte mit seiner Hacke ein Pflanzloch. Ein zweiter bereitete den Setzling mit ausgebreitetem Wurzelwerk sorgfältig in die Vertiefung. Der Dritte breitete Erdreich über die Wurzeln und drückte dieses fest. So lief die Arbeit unter Aufsicht von Förster und Lehrer munter voran.

Wir waren kaum eine Stunde fleissig an der Arbeit, als ein grosser Vogel über uns kreiste und laut knurrende Rufe von sich gab. Unser Lehrer wusste den seltsamen Ruf zu deuten. Er belehrte uns und sagte: «Das ist ein Auerhahn, der fordert seinen Rivalen zum Kampfe auf. In wenigen Minuten wird ein zweiter Warnruf hörbar sein, denn die beiden machen sich ihr Gebiet streitig.» So war es auch. Nun vernahmen wir die gurrenden Laute aus nächster Nähe. Wir unterbrachen unsere Arbeit und krochen dem Lehrer folgend den Hang hinauf, duckten uns hinter einer Bodenwelle und konnten den Kampf der erzürnten Hähne aus nächster Nähe verfolgen. Diese schossen mit ausgebreiteten Flügeln aufeinander los, hieben mit den wuchtigen Schnäbeln, zerrten einander Federn aus. Der rote Kamm der Vögel war hoch angeschwollen und blutete. Uns Buben belustigte der wilde Kampf. Um ihn nicht zu unterbrechen, bissen wir uns in die Daumen. Dies war, wie wir erkannten, überflüssig, denn die Streithähne waren derart von der Kampfwut besessen, dass sie keine Gefahr wahrnahmen. Dem Förster erschien der Hahnenkampf im Hinblick auf unsere Forstarbeit überflüssig. Er stand auf, steckte einen Finger in den Mund und pfiiff. Aber auch diese Aufforderung, den Kampf abzubreaken, hatte keinen Erfolg. Erst als er mit einem Stock drohte, flatterten die beiden Streithähne davon. Für uns Buben war dieser wütende Hahnenkampf ein nie gesehenes köstliches Erlebnis, das für den Rest des Tages uns reichlichen Unterhaltungsstoff bereitete. Es war aber auch eine interessante Naturkunde, wie wir sie keinem Lehrbuch lebendiger hätten entnehmen können.

Rabengeschichten

Im Churer Rheintal waren zu allen Zeiten die Raben sehr verbreitet. Sie fanden auf den fruchtbaren Feldern das ganze Jahr über reichlich Nahrung und nisteten auf den zahlreichen Obstbäumen. Auf den besäten Getreideäckern und auf den Maisäckern waren sie ungebetene Gäste. Die



Johann von Tschanner: Mädchen mit Ball. 1936. Öl. 100 x 56 cm
Kunsthau Zürich

Gemeindebehörden sahen sich deshalb veranlasst, das schädliche Federvieh zu bekämpfen. Für Rabeneier und Junge wurden Prämien ausbezahlt. Diese waren uns Buben sehr willkommen, weshalb wir aufmerksam nach Rabenhorsten Ausschau hielten.

Eines Tages musste ich als «Männebuob» das Ochsengespann führen, während mein Oheim den Mist vom Wagen ablud. Meine Augen streiften über sämtliche Bäume des Grundstückes und entdeckten hoch oben auf einem dicken, hochstämmigen Birnbaum ein Rabennest. Da ich ohne Leiter den umfangreichen Stamm nicht erklettern konnte, kletterte ich zuerst über Onkels Schultern und konnte mit Leichtigkeit einen Ast erreichen. Das andere war für mich ein Kindspiel. Hoch im Wipfel des Baumes lag das Nest eingebettet, und darin lagen 5 grünbetupfte Eier. Ich hätte ohne Bedenken gleich alle geraubt, musste aber befürchten, die Kostbarkeiten in den Hosensäcken zu zerdrücken. Ich entschloss mich deshalb, drei zurück zu lassen und die andern zwei im Mund zu befördern. Diese restlichen drei wollte ich ausbrüten lassen und als Jungvolk dem Gemeindegassier überbringen. Drei Wochen später begab ich mich mit Leiter und Kratten ausgerüstet zu unserem Birnbaum. Im Nest fand ich drei Junge. Sie waren befiedert, aber noch nicht flügge. Die Drillinge waren in Bezug auf ihre Entwicklung verschieden. Während einer ein stattlicher Junge war, war einer auffallend klein. Er war offenbar ein «Nachzügler». Ich entschloss mich, den Grossen und den Kleinen im Kratten zu versorgen. In diesem Augenblick schossen die Alten wütend und krähend um meinen Kopf herum. Der eine der beiden riss mir die Kappe vom Kopf und flog mit diesem *Corpus delicti* davon. Der Abstieg vom Baum machte mir keine Mühe. Aber nun verfolgten mich die Alten krähend und wurden von einer ganzen Schar Artgenossen sekundiert, bis ich im Hause mit dem Raub verschwand.

Auf der Tenne spergte ich die beiden Krähen in einen vorbereiteten Verschlag, um sie vor den Katzen zu sichern. Weniger gross über meinen Vogelfang war die Freude, die meine Mutter an meinen Gefangenen empfand. Denn so oft das Türchen am Verschlag geöffnet wurde, suchten

die beiden Schwarzfräcke zu entwischen. Glücklicherweise hatten sie das Fliegen noch nicht erlernt. Sie hüpfen deshalb zu jeder offenen Türe hinein und liessen sehr oft weisse Flecken auf Fussboden, Stuhl und Bank zurück, weil sie die Küche mit dem «Hüsli» verwechselten. Wenn die Hühner gefüttert wurden, mischten sich die beiden unter das Federvolk. Dort waren sie aber auch nicht willkommen, denn der «Güggel» schoss wie eine Furie auf sie los und erteilte ihnen schmerzhaft Schnabelhiebe. Dieser bedrohliche Zustand dauerte nicht lange, denn sobald die Schwarzröcke von den Flügeln Gebrauch machen konnten, waren sie schon auf einer Zaunlatte in Sicherheit.

Im Laufe des Sommers waren die beiden Kostgänger zu stattlichen Raben herangewachsen. Wenn meine Schwester und ich aufs Feld gingen, setzten wir die beiden auf einen Rechenstiel oder auf unsere Achseln. Eines Tages kamen wir an einer Gruppe Speisender vorbei. Sie hatten unter einem Baum ein weisses Tischtuch ausgebreitet. Ein junger Bursche stand sofort auf und brachte eine Makaroni, den Hans gierig verschlang. Von diesem Tag an waren ein weisses Laken und ein Speisekorb ein willkommener Anziehungspunkt für unsere Rabenjungen. Sie flatterten krächend auf diese Lockmittel los, zupften das weisse Tüchlein ohne Umstände weg und suchten frech nach einem Brocken. Dieses Verhalten war meines Erachtens keine angeborene Tätigkeit, sondern ein gedanklich überlegtes Handeln, wenn es auch einem winzigen Vogelhirn entsprang.

Als wir wieder einmal mit unserer Vogelbegleitung über Feld gingen, kamen wir auf einer Wiese an eine Stelle, wo der Rasen vollständig ausgetrocknet war. Die Grasnarbe war aufgekratzt und verriet eine ausgesprochene Engerlingweide. Mit einer Schuhkante schob ich den kümmerlichen Rasen beiseite, und schon krabbelte ein halbes Dutzend vollgefressene Engerlinge hervor. Hansli hatte sie sofort entdeckt und schwebte heiss hungrig an seinen reichlich gedeckten Tisch. Jedesmal, wenn er einen fetten Engerling hinunterwürgte, quitierte er den Frass mit einem lautstarken «Krap» – Er hätte sich wohl zum Platzen vollgefressen, wenn wir ihn nicht aufgehoben und mit nach Hause genom-

men hätten. Von diesem Tag an fand er die Engerlingweide ohne fremde Hilfe.

Wir hatten unseren Kostgängern schon längst Eigennamen gegeben. Mein besonderer Liebling hiess Hans, der andere Seppli. Dieser hatte aber Pech. Nachdem das Vieh nach der Alpentladung nachts in den Ställen verbrachte, hatten die beiden Raben ihr Nachtquartier gewechselt und hielten sich meist im Viehstall auf. Dort verbrachten sie die Zeit, immer suchend, im Gang, zwischen den Beinen der Tiere oder auf deren Rücken und Lenden. Auf einem Spaziergang wurde Seppli von einem Rind getreten, so dass er verendete. Hans bekundete aber keine sichtbare Trauer, sondern führte sein Schlaraffenleben unbekümmert weiter.

Mit den ersten Schneeflocken begann für ihn eine besondere Saison. Auf seinen Streifflügen im Dorfe herum hatte er mit dem Metzgersepp Bekanntschaft gemacht. Wenn dieser mit seiner hölzernen Badewanne durch die Gassen polterte, war Hans stets sein getreuer Begleiter. Der Metzger hatte für Hansis Dauerhunger stets Verständnis und warf dem Wartenden die ausgestochenen Augen der Schlachttiere oder eine Milz und andere Abfälle zu.

Unter diesen vorzüglichen Ernährungsverhältnissen war Hans zu einem stattlichen Schwarzfrack heran gewachsen, dessen Gefieder glänzte.

Anfangs März trat dann eine sichtbare Veränderung bei unserem Pflegling ein. Er flog öfters vom Miststock weg und kam meist erst gegen Abend von seinem Ausflug zurück.

Eines Tages war ich damit beschäftigt, einen Bretterhag neu zu erstellen. Ich hatte die notwendigen glänzenden Eisenstifte in einem offenen Paket bereit gelegt. Plötzlich schoss Hans heran und erfasste einen Nagel mit dem Schnabel und flog damit auf das Dach. Dort liess er seinen Raub in die blecherne Dachrinne gleiten. Da fiel mir plötzlich ein kleines Erlebnis ein, das mir im vergangenen Sommer ein Rätsel geblieben war. Ich war damals mit dem Dengeln einer Sense beschäftigt. Das hämmernde Geräusch schien Hans offenbar nicht zu gefallen, denn er flog wiederholt heran und pickte mir auf die linke Hand, mit der ich die Sense führte. Als ich diese am Worb festschrauben wollte, fand ich den metal-

lenen Ring nicht mehr. Ich hatte ihn bewusst auf einen Stein gelegt. Nach diesem Nagelraub ging mir ein Licht auf. Hat damals im Sommer der diebische Hansel, erzürnt über das Hämmern des Sensenblattes, den Ring verschwinden lassen? Meine Überlegung war richtig. Ich stützte eine hohe Leiter an die Dachrinne und fand wie vermutet in derselben nicht bloss den Nagel, den Ring, sondern eine ganze Anzahl glänzender Gegenstände, die Hans verschleppt hatte. Es gibt also nicht bloss diebische Elstern, sondern auch stammverwandte diebische Raben.

Der Abschied von Hansens Eldorado und Winterquartier verlief für uns beide schmerzlos. Als eines Morgens eine kräftige Rabenstimme von der nahen Esche über dem Bach ertönte, liess sich unser Hans nicht länger locken. Er erhob sich vom Misthaufen, setzte sich im Geäst des Baumes neben seinen Artgenossen ab. Nach kurzen taubenmässigem Zwiegespräch öffneten die beiden ihre Flügel und verschwanden im Ätherblau des Frühlingstages.

Das bissige Eichhörnchen

Anfangs Juni 1898 zogen wir drei Buben mit fünf Gitzi an den Vaschnärisberg hinauf, um die lieben Spielgefährten auszusetzen und sie ohne Betreuung bis zum Herbst dem Schicksal zu überlassen. Wir mussten allerlei List anwenden, um den anhänglichen Junggeissen zu entgehen. Auf dem Heimweg überquerte ein flüchtendes Eichhörnchen unseren Pfad und erkletterte flüchtend eine hohe Tanne. Wir verfolgten gwundrig das flinke Tier und stellten fest, dass es hoch oben im Wipfel seine Behausung eingerichtet hatte. Das Eichhörnchennest hatte eine kugelige Form, war mit Reisern und Blättern überdeckt.

Wir entschlossen uns, so recht nach Landbubenart, das Nest nach seinem Inhalt zu untersuchen. Diese Aufgabe wurde mir, dem Ältesten der drei, übertragen. Der dicke, mehrere Meter hoch hinauf astlose Stamm bereitete allerlei Schwierigkeiten. Meine Kameraden «standen

mir Bock» und ich kletterte über ihre Knie und Schultern dem Stamm nach hinauf. Nachdem es mir gelang, den ersten Ast zu fassen, war das Steigen von Astquirl zum nächsten ein Kinderspiel, und ich erreichte mühelos den schwankenden Wipfel. In der obersten Astgabel war das Nest eingebettet, vom Eichhörnchen aber keine Spur. Ich schob meine rechte Hand durch die Öffnung, wurde aber übel empfangen, denn ich spürte einen Schmerz an den Fingern. Mit kräftigem Ruck riss ich die Hand aus der Öffnung und mit ihr folgte festgebissen das Eichhörnchen. Dieses schwebte mit ausgebreiteten Gliedern und buschigem Schwanz zum nächsten Baum hinüber. Mir aber stand ein beschwerlicher Abstieg bevor. Denn meine durchbissenen und verkratzten Finger bluteten und schmerzten sehr. Doch endlich erreichte ich die untersten Äste und liess mich an denselben niedergleiten. Zum Glück rauschte in der Nähe ein Weidbrunnen. An diesem wuschen mir meine Begleiter die Wunden aus. Einer der beiden Sanitäter schabte mit seinem «Hegel» an einem Lärchenstamm halbflüssiges Harz, die Gloria, weg und bestrich damit meine zerbissenen Finger. Dann wickelten sie die blessierte Hand in grosse Blätter ein. Plötzlich brach Peter in ein schallendes Lachen aus und wies auf meinen Hosenboden hin. Dieser hing in mehreren Fetzen über meine Schenkel hinunter, so dass das ganze Gesäss bloss war. Und in diesem «Aufzug» sollte ich durchs Dorf laufen? Und dann erst der Empfang bei Muttern? Ich empfand für die eigene Person Erbarmen. Glücklicherweise war Mama nicht zu Hause, und meine liebe Base, der der «Bub» schon immer ans Herz gewachsen war, machte sich rasch ans Werk, die zerschlissene Hose in gebrauchsfertigen Zustand zu setzen. Auch die zerkratzten und zerbissenen Finger wurden verbunden. Und als Vater und Mutter wieder zu Hause waren, redete schon niemand mehr vom Malheur des Jüngsten, denn zerrissene Hosen und zerkratzte Hände waren bei ihm gar nicht selten.

Bschuri-Mittwoch

In unserem Dorf war es üblich, dass am Aschermittwoch die Buben darauf ausgingen, die Schulkameradinnen mit einem «Bschuri-blätz» zu schwärzen. Während der Schulzeit war die Ausübung dieses alten Brauchs streng verboten. Die Mädchen betrachteten es andererseits fast als ein Übergehen, wenn die Buben ihnen nicht nachjagten und vom «Bschuri-Blätz» Gebrauch machten. Als solches machte sich dauernd die Pfarrerstochter Mirli F. bemerkbar. Sie spielte nie mit den Mädchen, sondern stets mit uns Buben, wenn wir Spielball machten.

Am Bschuri-Mittwochnachmittag erklärte unser Oberlehrer um 3 Uhr: «So Maidla, jetz chönder hei, d’Buoba bliebat bis am vieri in der Schual. Wenn’ni d’Buoba später verwütschet, münders selber ha». Das Nachsitzen machte uns der Lehrer aber leicht, denn er erzählte uns allerlei lustige Geschichten aus der Zeit, da er auch Bschuribuab war.

Punkt 4 Uhr wurden wir entlassen und wollten unsere Pläne zurechtlegen, aber kamen vorläufig nicht dazu. Als wir die Kirchgasse hinunterschritten, riss unser Mirli ein Fenster auf und krächte aus vollem Halse: «Aber mi verwütscheter nid, gix», dazu streckte sie die Zunge heraus und machte uns eine lange Nase. Wir schenken ihr wenigstens vorläufig keine Beachtung. Hinter der nächsten Hausecke machten wir Halt, um unseren «Schlachtplan» zu beraten. Vor allem sollte das goldblonde Mirli bschuret werden. In unserer Klasse war der kleine Heireli Sp. Dieser sollte sich als Köder opfern. Wir instruierten ihn, auffallend sichtbar um den Obergassbrunnen herum sich aufzuhalten. Wenn Mirli ihn überfallen werde, was zu erwarten war, sollte er schreien, als ob er ein Messerstich erhalten hätte. Wir andern stoben auseinander und versteckten uns in der Nähe. Wenn dann Heinerlis Notschrei laut würde, beabsichtigten wir, von allen Seiten hervor zu springen und der Pfarrerstochter den Rückweg abzuschneiden.

Der Manöverplan war glänzend durchdacht. Wie erwartet rannte die Pfarrerstochter die Kirchgasse herunter, wie eine Amazone mit einem

Bschuriblätz ausgerüstet, auf den Köder los und versuchte, diesen nach Bubenart zu schwärzen. Heinerli spielte die ihm zgedachte Rolle ausgezeichnet. Er schrie «Hilfe! Hilfe!», so dass man ihn in der ganzen Obergasse hören musste. Und wir rannten von allen Seiten heran, kreisten unser Opfer buchstäblich ein. Und dann wurde aus der Blondine ein Negermädchen, so schwarz wie jene im Kongo. Die schwarze Furie aber wehrte sich tapfer mit Händen und Füßen. Doch alle Bemühung war vergeblich. Oben auf der Pfarrhaustreppe stand die Hausherrin und klatschte den Bschuribuaba anfänglich Beifall. Als unser Bschuriwerk aber kein Ende nehmen wollte, rief sie uns zu: «Jetzt ist Mirli schwarz genug, lasst von ihr ab». Diesem Wunsch entsprachen wir bereitwillig.

Siegesbewusst sahen wir uns nach andern Opfern um. Dabei fiel uns ein, den beiden Brüggli-Maidla, Dethi und Fida, einen Besuch zu machen. Unter der Bubenschar war ausgerechnet der Bruder der beiden, die wir als Opfer unseres Vorhabens in Aussicht genommen hatten. Unser Manöverplan hatte somit eine schwache Stelle. Da fiel uns Älteren ein, die Jüngeren heimzuschicken. Davon wollte Jann aber nichts wissen, er wolle mitmachen, denn er wünschte, dass seine beiden Schwestern bschuret werden. Unter diesen Umständen stand unserem Vorhaben nichts mehr im Wege, und wir machten uns zversichtlich ans Werk. Der Eingang zur Wohnung führte über ein langes Tenn. Wir schlichen möglichst leise über das Tenn, mussten aber gleich feststellen, dass die Wohnungstür von innen verriegelt war. Da wusste unser Helfer sofort Rat. Er kletterte an der innern Stallwand zum obersten Boden hinauf, schlüpfte durch eine kleine Öffnung auf den Hausestrich hinüber und stieg das Treppenhaus herunter, um die Türe zu öffnen. Dann knebelten wir in den Vorraum hinein, mussten aber leider feststellen, dass Dethi und Fida auch diesen Zugang verriegelt hatten. Während wir uns bemühten, die Stubentüre einzudrücken, ging plötzlich die Küchentüre auf und die greise Nana trat mit einem struppigen Birkenbesen bewehrt heraus. Diesen liess sie auf unsere Köpfe und Rücken niedersausen, bis das Gebinde des Besens riss. Dann machte sie vom

Stiel Gebrauch. Wir stürmten zur Türe hinaus, gefolgt vom Jubel und Gelächter der beiden Mädchen und den Schimpfworten der empörten Nana. Draussen in der Galbutzgasse hielten wir an und mussten feststellen, dass unser Capo, der lange Christli fehlte. Während wir überlegten, was mit ihm geschehen sei, trabte der Vermisste tropfpudelnass und von allerlei Schweinefutter behangen die lange Tenne heraus. Er bot wirklich einen jammervollen Anblick. Gesenkten Hauptes erzählte Christli uns sein Missgeschick: Im Gedränge und unter der Fuchtel des Besens habe er die Wohnungstür mit einer andern verwechselt und sei in einen stockfinstern Raum hineingerannt. In diesem stand ein zugedecktes Fass, das er überklettern wollte. Dabei kippte der Deckel und er sei dann kopfüber in die stinkende Schotte gestürzt und hatte Mühe, heraus zu klettern. Zudem habe er noch einige Schläge mit dem berüchtigten Besenstiel in Kauf nehmen müssen. Etwas benommen machten wir uns auf den Heimweg. Dabei waren wir darauf gefasst, dass wir am folgenden Morgen das Gespött und Gelächter aller Evastöchter erleben werden.

Wilhelm Busch hätte unter ähnlichen Umständen seinen bekannten Spruch angewendet: «Denn erstens kommt es anders und zweitens als man denkt».

Der scheintote Dachs

Dem Schreiber dieser Zeilen erzählte sein Jugendfreund Arnold R. folgende nicht alltägliche Jagdgeschichte.

Ich war in einer mond hellen Nacht auf der Dachsjagd. In einem Maisfeld, das auf drei Seiten von hohem Mauerwerk umgeben war, standen die Maiskolben «in der Milch», d. h. die Körner waren noch weich und saftig. Diese Kolben waren ein bevorzugtes Dachsfutter. Von meinem Stand aus konnte ich den Zugang zum Acker genau überblicken. Nachdem ich zwei Stunden lang aufmerksam den Zugang zum Maisfeld überschaut, gab ich auf und machte mich missmutig auf den Heimweg. Dieser führte mich am

Rebberg Costams vorbei. Als ich einen Feldweg betrat, huschte direkt vor meinen Füßen ein vollgefressener Dachs über den Pfad und verschwand zwischen den Rebenzeilen. Ich riss ganz mechanisch die Flinte von der Schulter und schoss ungezielt dem flüchtenden Walpi nach. Dann lud ich meine Flinte nach und schritt zwischen den Reben hangaufwärts. Dabei stiess ich unerwartet mit dem Schuhwerk an den Dachs. Dieser lag reglos da. Der Schrotschuss hatte ihn also doch erwischt. Ich band dem Tier die Hinterbeine zusammen und hängte es mit dem Kopf nach unten an meine Flinte. Befriedigt über meinen nicht erwarteten Schuss ging ich nach Hause. Da die Haustür geschlossen war, griff ich nach dem Schlüssel, der am oberen Balken hing. In diesem Augenblick erschreckte mich ein heftiger Schmerz an meinem Gesäss. Der schein tote Dachs hatte sich festgebissen und hing mit seinem ganzen Gewicht an meinem Gesäss. Alle Bemühung, die Kiefer des Tieres zu öffnen, waren erfolglos. Ich musste Lärm machen und meine Mutter rufen. Auch ihr gelang es nicht, mich von der schweren Last zu befreien. Sie holte einen Hammer und zertrümmerte damit die Kiefer und das Gebiss. Dann wusch sie die schmerzende Wunde aus und betupfte sie mit Jod, wodurch die Schmerzen sich vermehrten.

Am folgenden Morgen riefen wir den Hausarzt an. Er untersuchte die Wunde, behandelte diese und gab mir eine Spritze, um dem Starrkrampf vorzubeugen. Dieser trat glücklicherweise nicht ein. Aber trotzdem musste ich zwei Wochen lang, auf dem Bauche liegend, das Bett hüten.

Aus diesem Abenteuer hatte ich gelernt, dass man keinem zur Strecke gebrachten Jagdtier trauen kann.

Der Hunda-Fluor us St. Antönien

Es war im Spätherbst 1901. Wir Realschüler aus Trimmis und Says besuchten die Kreisrealschule in Zizers. Wir hatten deshalb einen täglichen Schulweg von einer guten Stunde hin und

zurück vor uns. Mittags begnügten wir uns mit einer Suppe, die uns Frau Dietrich im Steinbock bereitete. Auf dem Schulweg trieben wir allerlei Allotria und zankten uns immer wieder, was zu manchen Balgereien führte.

Als wir eines Abends nach dem Unterricht von der Zizerser Rufe zum Rapakugg hinschlenderten, sahen wir links der Strasse in einem Weizenacker, auf dem eine neue Saat spross, eine Hab Geissen und Gitzi, die von einem Appenzellerbless umkreist wurden. Einem von uns fiel gleich ein, wer da seine Geissen weidete, es konnte niemand anders sein als der St. Antönier Geissenbauer Fluor, der alle Jahre seine Hab nach dem Schanfigg verstellte.

Fluor war aber nirgends zu sehen. Wir suchten die Umgebung ab und fanden den Geissenbauer schlafend hinter einem Gebüsch. Vielleicht drückte er aber nur die Augen zu, um den Schlaf des Gerechten vorzutäuschen. Als wir ihn mit einem Schuh stupften, rieb er umständlich die Augen und bemühte sich die erloschene Pfeife in Brand zu setzen.

Wir gwundrigen Buben wollten wissen, auf wessen Erlaubnis seine Geissen auf dem Weizenacker weideten, denn dieser sei keine «Allmein». Fluor war mit der Antwort nicht verlegen und meinte, seine Geissen frässen auch auf Privatboden gerne. Dann hielt er uns einen Vortrag. Er stelle seine Geissen und Nöser jeden Winter ins «Schalfigg an d'Winterig». Dort besorge er einem Bauern in einer Vorwinterig die Galti und zugleich seine persönliche Hab. Hinecht fahre er, wenn die Geiss wacker «gfueteret sien gan Trümmis, wo er bim Saga-Lenz übernacht. Amorget by aller Döchli brecher üf, dür den Fürstenwald in und schwenki i dr Steibruchstrass uf in d'Schalfiggerstrass. Wenn-na dr Butzerin oder der Gander (Churer Stadtpolizist) vorhi erwüscha tätend, tätnschna mit der ganza Hab gan Trümmis zruck. Wenn er amal uf dr Schalfiggerstrass sy, fragi kei Mensch me nam Fluor.»

Zwei Jahrzehnte später war das Verstellen der Fluorschen Herde mit allerlei Verkehrsproblemen verbunden gewesen. Mit der Zulassung der Autos auf den Bündnerstrassen nahm der Verkehr auf den damals noch schmalen Landstrassen stark zu. Fluor sah sich deshalb genötigt, eine

andere Route nach dem Schanfigg zu wählen. Er zog ab seinem Sommerweidli im St. Antöniertal über Pany, Pragmartin, Furer Nerg, Alp Verneze über das Faniner Fürkli nach seinem Eldorado Schanfigg.

Auf den Alpen war bereits der erste Schnee gefallen, als sich Fluor mit seiner Hab wohlgenut auf den Weg machte. Die erste Etappe endete auf der Zizerser Alp Sattel. Dort fand er in den Alp-schermen einen mächtigen Stock Schneewetterheu vor. Er entschloss sich, diese verlockende Gelegenheit auszunützen.

Doch eines Tages nahte das Verhängnis. Ein Jäger, der den Neuschnee ausnutzen wollte, um nach Schneehasen und Federwild zu jagen, pirschte auf der Alp Sattel herum. Dabei stellte er fest, dass aus dem Hüttenkamin Rauch aufstieg. Er vermutete, dass andere Jäger dort bereits Quartier bezogen hatten. Als sich der Jäger der Hütte näherte, wurde er von einem wütend kläffenden Schnauzer angefallen. Dies war aber kein Jagdhund, sondern ein ganz gewöhnlicher Appenzellerbläss. Nun tagte es beim Nimrod, denn aus einem offenen Schermentor guckte eine gwundrige Geiss heraus. Als der Jäger auch gwundrig wurde und in den Stall eintrat, fand er eine ganze Herde Geissen und Nöser friedlich wiederkauend an den Krippen. Nun fehlte nur noch der «wilde Geissler». Dieser lag schlafend auf der Pritsche im Riedheu. Der Jäger musste den vermutlich gut schlafenden wecken und erkannte im Schläfer den im ganzen Land herum bekannten Geissenbauer und Neujahrswünscher Fluor.

Der Jäger bot ihm einen Schluck aus der auch landbekannten «Wäntala» an. Dieser Schluck machten den erwachten Schläfer gesprächig.

Und als der Jäger ihn beiläufig darauf aufmerksam machte, dass die Geissen dem Zizerser Alpvieh das Schneewetterheu wegfressen, erhielt er zur Antwort: «Ja, schi händ as prächtig Heu ingleid, mi hab frisst's gära, und die Zizerser Chüh gänd wäga dem keis «Bitzi weniger Milch». Der Jäger musste diese Erkenntnis, wenn nicht billigen, so doch bestätigen.

Der Nimrod wollte von Fluor wissen, wie lange er schon auf Alp Sattel «wintere». Der Gefragte konnte aber keine genaue Antwort geben,

denn er habe die «Bratig nid mitma gnun». Der Jäger vermerkte, dass er nach seiner Heimkehr beim Alpmeister von der Einquartierung Anzeige machen werde. Fluor war dies durchaus verständlich. Er bemerkte bloss, «schinatwäga müss der Alpmeister und der Polizeier nid uoher chon, är findi den Wäg über Pawig und Verneza übers Fürkli ohni den Alpmeister».

Wir nehmen an, dass diese Passfahrt trotz Schnee gelungen ist. Denn der legendäre Neujahrswünscher hat seinen Nebenerwerb noch viele Jahre lang ausgeübt.

Eine lebende Ringelnatter im Schultornister

Wie schon oben bemerkt wurde, besuchten wir Trimmiser Realschüler die Kreisrealschule in Zizers. Der Jüngste von uns war 14 und der Älteste 21 Jahre alt. Dieser Unterschied war auffallend. Unserm Bubi, dem Mandus, wollte die Primarschule nicht mehr gefallen, und unser Senior, der Peter, hatte schon die RS und einen WK bei der Infanterie hinter sich und liess sich von seinem Öhi-Götti veranlassen, die Schulbank nochmals zu drücken, um nachher eine Banklehre anzutreten.

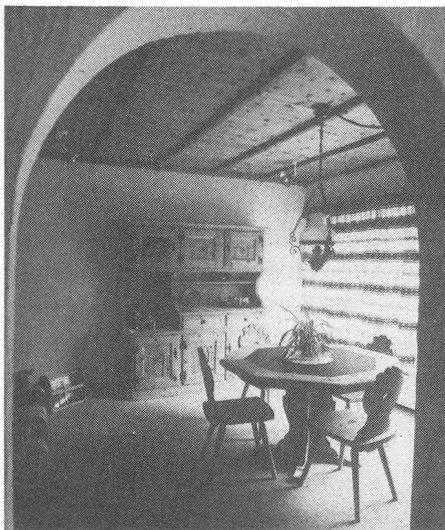
Der tägliche Schulweg über Costams, Grüner Hag und Rapakugg, gut 4 km, war immer wieder ein Erlebnis, wenn wir auch zu Fuss tippeln mussten. Oft zankten und balgten wir uns zum Vergnügen so recht nach Bubenart. Aber am Ende der Wanderung waren wir dann trotzdem einig. Eines Abends, es war Ende März, schlängelte eine prächtige Ringelnatter über unsern Weg. Sie wollte wohl flüchten, um am Wegrand ein Gebüsch zu erreichen. Aber unser Jüngster erfasste das Reptil am Schwanz. Dieses wickelte sich an einem Strauch fest. Unser zwei hatten Mühe, die Natter nicht entweichen zu lassen. Peter, unser Senior, schnitt in aller Eile einen Haselstocken und spaltete diesen am untern Ende. Dieses Fanggerät drückte er der Natter hinter dem Kopf zusammen und befahl «loslassen». Die Natter wickelte sich um den Haselstock. Plötz-

lich schrien die beiden Schlangenbändiger: «Pfui-Teufel, wie das Viech stünkt!»! Die Natter hatte von ihrem Abwehrmittel Gebrauch gemacht.

Nun berieten wir, was mit dem Reptil geschehen sollte. Unser Senior wusste wie immer Rat. «Wir tragen die Natter morgen nach Zizers und übergeben sie unserem Lehrer. Er wird uns mit diesem Exemplar eine interessante Naturkunde-Stunde bereiten.» Unser Kamerad Christli anbot sich, das Reptil in seinem ledernen Schultornister zu versorgen und es am nächsten Tag wohlversorgt neben seinem Znüni nach Zizers zu befördern. Peter erklärte sich bereit, die Natter dem Lehrer in der Pause zu übergeben. Doch dazu kam es nicht, denn mitten während der «Franzstunde» schrie eine unserer Evastöchter aus vollem Halse: «Au! a Schlanga, a Schlanga!» Wie auf Kommando juckten die Mädchen auf die Schulbänke. Dieser Alarmruf schreckte begreiflicherweise die ganze Klasse und den Lehrer

auf. Dieser erkannte das Reptil als ungiftige Ringelnatter und keine Kreuzotter. Er hob sie vorsichtig auf und beruhigte die Klasse.

Nun wollte Sekundarlehrer Alexander Pfister, der spätere Professor und berühmte Historiker wissen, auf welche Weise die Natter in das Schulzimmer gekommen sei. Unser Senior Peter erzählte nun sehr anschaulich das ganze Abenteuer. Er erklärte weiter, er habe in der Pause das Reptil aushändigen wollen, die habe sich nun offenbar selbst befreit. Der Lehrer fragte nun: «Was machen wir mit diesem prächtigen Reptil?» «Der Natur zurück geben!» rief die ganze Schülerschar. «Unsere Schlangenfänger» kamen diesem allgemeinen Wunsch freudig nach und versorgten die Natter im Schultornister, um sie auf dem Heimweg auszusetzen. Unsere 8 Schulkameradinnen waren auch weiterhin besorgt, die Schlangenfängerei könnte Schule machen, um sie zu erschrecken.



Arvenmöbel

sind wertbeständig, zeitlos und wertvermehrend, wenn sie gebaut sind wie die unsrigen.

Seit Jahren sind wir das **führende** Möbelhaus für echte «Bündner Arvenmöbel». Unsere eigene **Möbelwerkstätte** ist in der Lage, jeden Wunsch zu erfüllen, ob Buffet, Schiefertisch, Stabelle oder Schlafzimmer, ja sogar eine gediegene Bündnerstube, alles erarbeiten wir zusammen mit unseren Mitarbeitern.

Werfen Sie einen unverbindlichen Blick in unsere Ausstellung oder in unsere Schreinerei. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

7205 Zizers
Tel. 081/514242

Möbel Hunger